

Exposé für eine Veröffentlichung zur Via Sacra – ein Weg durch das intime Köln

An der Idee der Via Sacra, unabhängig davon, ob sie nun eine alte Prozessionslinie aufgreift oder nicht oder sogar ein „Bürsten der Stadt gegen den Strich“ (um die Bemerkung von Herrn Bollenbeck) aufzugreifen, bedeutet, gefallen mir im wesentlichen zwei Aspekte:

1. Die Möglichkeit, die romanischen Kirchen, als Schätze des Kölner Stadtbildes ebenso wie als kunst-, architektur- und religionsgeschichtliche Erbstücke wieder verstärkt in das Bewusstsein der heimischen Bevölkerung wie der Touristen zu bringen.

Es ist dieser Blickwinkel aus dem auch Fragen von architektonischer und städtebaulicher Gestaltung am Wegesrand insgesamt ins Interesse gerückt werden und zu Diskussionen anregen können.

2. Die Möglichkeit, die enorme Tiefe der Innenstadt Kölns in ihrer Vielgesichtigkeit erfassbar zu machen, darzustellen und zu inszenieren.

Ein wesentliches Charakteristikum dieser Vielgesichtigkeit sind jene innerstädtischen Wohnquartiere, die ich gerne Incognitoviertel nenne, also jene zwischen Hauptverkehradern versteckten Bereiche, deren Existenz man selbst als Kölner häufig immer wieder vergisst und wo man auch nach Jahren und Jahrzehnten immer wieder ganze Straßenzüge entdeckt, die der Aufmerksamkeit bis dahin entgangen waren (das ist dann stets, als ob man ein neues Zimmer in der eigenen Wohnung entdeckte).

Gemeinsam ist diesen Quartieren eine Beschaulichkeit, Intimität und Bescheidenheit, die man in einer Millionenstadt in so citynaher Lage nicht erwartet. Die Gründe hierfür sind vielfältig:

Da wäre zum einen die im Vergleich mit anderen mittelalterlichen Stadtkernen sehr große Ausdehnung des mittelalterlichen Kölner Befestigungsringes, aufgrund derer sein Inneres nicht, wie andernorts, vollständig durch „Citybildung“ überformt wurde.

Da wäre die Zerschneidung, insbesondere der nördlichen Quartiere, durch die Eisenbahn, wodurch eine Vielzahl von toten Winkeln, die fortan ein Eigenleben außerhalb der öffentlichen Beachtung entwickelten, entstanden.

Da wären die harten Zäsuren der nach dem Krieg entstandenen Verkehrsschneisen, die einen ähnlichen Effekt hatten, auch dies übrigens letztendlich eine Folge der großen Ausdehnung des Stadtkernes:

andernorts waren die Ringstraßen um die mittelalterlichen Stadtbefestigungen ausreichend, um die Innenstädte für den Autoverkehr zu erschließen.

Da wären die nach dem Kriege getroffenen Entscheidungen, den Charakter dieser Viertel als Wohn- und Handwerkerviertel zu erhalten.

Und da wäre natürlich ihr Ursprung als Suburbia, also als vor den Mauern der frühesten Stadterweiterungen gelegenes Gebiet. Im Mittelalter wurde dieses Gebiet zwar in die Stadtbefestigung mit einbezogen, dadurch, dass es aber zum allergrößten Teil der Nahrungsversorgung der hier angesiedelten Klöster und Stifte diente, behielt es bis in die Industrialisierung hinein auch noch innerhalb der Stadtmauern einen ländlichen, vorstädtischen Charakter. Diese Eigenart hat dieser erste Stadterweiterungsring zwischen römischer/

mittelalterlicher Hochstadt und gründerzeitlicher Neustadt eigentlich nie vollständig abgelegt. Letztendlich lebt in diesen Straßen etwas von der Beschaulichkeit fort, die die alten Gartenwege, welche die Stiftsanlagen um die großen Kirchen verbanden, und die annäherungsweise das Rückgrat der Via Sacra bilden sollen, gehabt haben müssen.

Durchschreitet man diese Quartiere in Folge, wie es die Via Sacra vorschlägt, so bekommt man ein Gespür für ihre subtilen jeweils unterschiedlichen Färbungen (siehe Text „Quartierbeschreibungen“).

Dieses nebeneinander existieren der „Hochkultur“ der Altäre und der, architektonisch häufig durch die Not der Wiederaufbaujahre geprägten, und gelegentlich bis zur Beklemmung bescheidenen Alltagstarchitekturen, ist in vielen Publikationen bis in die 60er Jahre als etwas spezifisch Kölsches beschrieben worden. Dieses Doppelgesicht der Stadt war auch deshalb so reizvoll, weil es stets von ihrem heiligen Glanz und ihrer profanen Alltäglichkeit erzählte, und zwar um den geringen Aufwand noch nicht einmal eines Kopfdrehens, sondern bloß eines Ausschnittwechsels im Sucher der Kamera. Die besten dieser Publikationen haben es geschafft, dabei eine Erzählung herzustellen, in der das Hohe, Heilige und das Profane, Alltägliche keine Gegensätze sind, sondern gemeinsam der Erzählung erst ihr episches Ausmaß verleihen (das war dann auch stets der Moment, wo die Leute sich wieder erkannt haben, das heißt, ab welchem, die Erzählung überhaupt Bedeutung bekam). Ich denke dabei unter anderem an die Bücher von Chargesheimer und an einige Publikationen von Hans Schmitt-Rost.

In späteren Jahren wurden dann eher oberflächliche Stadtdarstellungen geschrieben und fotografiert. Sie teilten die Stadt katalogisch ein ohne nach der großen Erzählung zu suchen. Zwar bekam auch hier das alltägliche und nichtrepräsentative häufig seinen Platz, aber dort blieb es genauso isoliert wie „Die Kirchen“, „Die Kultur“, „Das Vergnügen“, „Der Sport“.

Mit der Idee der Via Sacra bietet sich die Gelegenheit, diese Tradition der Suche nach der Erzählung in der Stadt, in welcher Geschmacksurteile bedeutungslos werden, wieder aufzunehmen (auch der Vorschlag des BDA einer, wie auch immer gearteten theatralischen Inszenierung zielt in diese Richtung). Das wäre gewissermaßen die notwendige Ergänzung zur Via Sacra als Ereignis der Architektur- und Städtebaudiskussion: Vom Standpunkt des Erzählers aus sind die sogenannten „Schandflecken“ am Wegesrand, wie z.B. die Schotterfläche in der Straße „Am Salzmagazin“ eben nicht bloß potentiell Bauland, sondern denkmalwerte Orte, da sie ungeheuer viel erzählen, in diesem Fall von der Brutalität eines Eingriffs wie dem Durchbruch der Eisenbahn quer durch die mittelalterlich dichte Stadt, das gleiche gilt natürlich auch für die Wand, an welche die Straße „Unter Krahenbäumen“ an der Nord-Süd-fahrt läuft.

Beide Stränge (die Suche nach der formalen Durchgestaltung der Stadt und die Suche nach ihrer Erzählung) durchdringen sich natürlich an vielen Stellen (so lässt sich bei einer provisorisch gezimmerten Rampe, die den Höhenversprung von Unter Krahenbäumen zur Nord-Süd-Fahrt „überbrückt“ kaum sagen, ob es sich nun eher um ein architektonisches Statement oder eine Material gewordene Erzählung handelt).

Das Buch zur Via Sacra bietet wie gesagt, die Chance, eine vernachlässigte Tradition der Stadtdarstellung wieder aufzunehmen. Was es einzigartig machen könnte, ist die Möglichkeit, diese Qualität der erzählerischen Darstellung mit einer professionellen architektonischen und städtebaulichen Darstellung zu verbinden. Die zentrale Bedeutung der romanischen Kirchen, die ja zugleich bedeutungsvolle Architekturen

und Kunstdenkmäler als auch identifikatorische Mittelpunkte der, sich häufig in den Grenzen ehemaliger Kirchspiele befindenden „Incognitoviertel“ sind, in einem solchen Konzept braucht wohl nicht näher erläutert zu werden.

Um den Ansprüchen sowohl des Massentourismus als auch eines differenziert schauenden und an tieferen Schichten der Stadt interessierten Publikums entgegen zu kommen, sollte man denke ich ein Leporello oder etwas ähnliches sowie auch ein Buch oder eine umfangreiche Broschüre anbieten. Das Leporello wäre als Wegweiser in dem Buch bzw. der Broschüre enthalten, aber eben auch separat erhältlich.

Während in dem Buch bzw. der Broschüre ein stark mäandernder Weg (in etwa der, dem man auch in der Event-Woche folgen kann) beschrieben wird, wodurch man auch Einblicke in das innere von z.B.

Schulgebäuden, Tiefgaragen, Gärten u.a. erhält, beschreibt das Faltblatt sozusagen nur das „Rückgrat“ dieses Weges, welcher wiederum lediglich als gestrichelte Begleitlinie eingezeichnet wäre.

Via Sacra – ein Weg durch das intime Köln: Quartiersbeschreibungen

Im Norden beginnend das tief liegende Unter Krahenbäumen, mit seiner sehr dichten Bebauung, dunklen Innenhöfen, hier und da imposanten Brandmauern, die sich über Unkrautbewucherten Trümmergrundstücken erheben, einer Barockkirche mit dazugehöriger katholischer Mädchenschule, an der bis vor wenigen Jahren noch die Nonnen des benachbarten Klosters unterrichteten, darüber schwebend die gelegentlichen Klänge aus den Übungssälen der Musikhochschule. Die Art und Weise, wie sich letztere mit der sie umgebenden Szenerie verbinden ist mit dem wienerischen „Melange“ besser beschrieben als mit „Mischung“.

Dann, nach der harten Wunde Tunisstraße, der Eigelstein. Ein Subzentrum in Steinwurfweite des Hauptzentrums der Stadt, eigentlich kann es so was gar nicht geben, aber die Bahn als Barriere macht's möglich. Und natürlich seine lange Tradition als Teil der römischen Nord-Süd-Achse, später seine Entdeckung durch türkische Gastarbeiter als Subzentrum im kulturellen Sinne. Wunderbar: Die Kreuzung Eintrachtstraße, Unter Krahenbäumen, Eigelstein, Weidengasse, mit den Arabella Brautmoden, deren Haus, als eingeschossiger Rest eines bombenzerstörten Gründerzeitgebäudes, an amerikanische Geschäftshäuser an den Haupt- und Durchfahrtsstraßen amerikanischer Kleinstädte des mittleren Westens erinnert (drugstore, „my grandparents used to run this shop“). Außerdem befindet man sich auf einer Art Hochpunkt, von dem aus man in drei Richtungen (Eintrachtstraße, UKB, Weidengasse), hinunterblickt. Durch die aufgerissene Seite zur Nord-Süd-Fahrt fällt bis weit in die Mittagsstunden ungewöhnlich viel Licht auf diese Kreuzung.

Es folgt das Quartier um St. Ursula, das Herr Schaller so treffend als „abgehängt“, bezeichnete. Im Treppenhaus des Pfarrzentrums hängt ein großes Foto vom Papst. Er steht im Fenster eines alten Gemäuers und reckt sich der Morgensonne entgegen (wahrscheinlich ein Urlaubsfoto aus der Toskana).

Weiter geht die Reise in den Klingelpützpark. Die große, flache Bodenwanne aus Beton, in der sich einst im Winter Eis zum Schlittschuhlaufen bildete, wurde vor kurzem mit Asphalt aufgefüllt. Zum Glück hat man sie nicht „zurückgebaut“, so blieb die Weite ihres Ovals erhalten. Die Inlineskater, für die sie gedacht ist, haben sie noch nicht entdeckt, wie dieser Park überhaupt von jeher eine Art Dornröschenschlaf führt, so als ob die Mauern des alten Gefängnisses oder jene des Klosters, das einst hier gestanden hat, und dessen Ziehbrunnen dreimal täglich mit Glockenläuten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde (daher der Name Klingel

(Läuten) Pütz (Brunnen), ihn noch umgäben.

Man überquert die Kyotostraße (der zweite „Katarakt“, nach der Nord-Süd-Fahrt), und gelangt zum Quartier Altengrabengässchen, Börse, Residenz des Kardinals, Priesterseminar, Maternushaus, Sankt Maria Ablass samt benachbartem Parkhaus in der Enggasse und Reynolds-Hauptverwaltung. Ein eigenartiges Ineinander von Offiziell und Intimem herrscht hier. Auf dem einzigen Klingelschild der Residenz des Kardinals steht doch tatsächlich schlicht „Meisner“.

Einmal betrat ich das Gebäude der Firma Reynolds, um mir das Foyer zu besehen. Da die Rezeption nicht besetzt war, nahm ich den Aufzug ins oberste Geschoß und betrat dort den offenbar ranghöchsten Besprechungssaal. Auch die Tabakboxen waren verschwunden. Eine eigenartige Ruhe herrschte in dem gesamten Haus. Ihre Mappen lagen noch auf dem polierten Tisch, ich hätte eine mitnehmen und mit Insiderwissen Millionen verdienen können, traute mich aber nicht.

Dem Kassierer des Parkhauses in der Enggasse gehört das Parkhaus höchstpersönlich, und zwar schon in zweiter Generation. Seine Eltern hatten, auf heutigem Gelände der Nord-Süd-Fahrt, eine Tankstelle betrieben und dann das Parkhaus gebaut, wohin sie ihre Tankstelle, die bis vor 10 Jahren auch noch in Betrieb war, mitnahmen.

Im Maternushaus mit seinem südländischen Klosterflair finden die Kongresse quasi im Foyer statt und der fremde Besucher, der gar nicht dazu gehört, bekommt Kaffee, Sekt und Schnittchen angeboten (die Situation verleiht den Mädchen vom Service ein wenig die Aura von Kaffeeauschenkerinnen beim Heilsarmeebasar. Der Besucher - kann das Haus auch zum Hunnenrücken hin wieder verlassen, er steht dann der Rückseite des Parkhauses in der Enggasse gegenüber).

Das kleine Kapellchen, das eingequetscht zwischen dem Parkhaus und der Börse steht, entpuppt sich allen Ernstes als ausgewachsene Kirche, trägt den schönen Namen Sankt Maria Ablass und wenn man Sonntags (Börse, Parkhaus, Tabakriege, Banken schlafen) um 18 Uhr die schwere Eichentür öffnet, sitzen da Menschen drin und einer steht vorne und erzählt was. Plötzlich erklingt sogar Musik! Hier, in diesem von den Inbegriffen einer säkularisierten Gesellschaft umzingelten Kirchlein, dessen Grund und Boden in Form und Lage denen so vieler anderer Restgrundstücke am Wege ähnelt, spürt man, in welchem Maße der Katholizismus diese Stadt eben nicht nur beherrscht sondern auch durchdrungen hat. Leise schließt man die Tür wieder, um die träumenden nicht aufzuwecken...;

Und vom Altengrabengässchen, das hinter der Mauer der Residenz des Kardinals entlangläuft, erzählt man sich die schöne Geschichte, dass Kaiser Napoleon, als er während eines Besuches der Stadt in dem beschlagnahmten Gebäude weilte, als einfacher Bürger verkleidet durch eine geheime Pforte seinen Leibgarden entkommen und stundenlang incognito durch die Stadt gegangen sei, um seine neuen Untertanen kennen zu lernen (er war daraufhin so erschrocken über die Zustände in der Stadt, dass er am nächsten Tag spontan 100.000 Francs in die städtische Armenkasse spendete).

Fehlt eigentlich nur noch, dass die Kinder des Kardinals und seiner Haushälterin in dem parkartigen Garten hinter den Mauern fangen spielen.

Zur Fortsetzung...